

Timo Hoyer

Lernziel Glück?

Ein Unding macht Schule

Ultimatives Hochgefühl, nicht mehr steigerungsfähige Zufriedenheit, schiere Erfüllung: Glück. So begehrt das Glück seit Menschengedenken ist, so wenig lässt es sich einstudieren, beherrschen, kontrollieren, planen. Und doch mehrten sich seit geraumer Zeit gegenteilige Lehren, die das Glück unverfroren als regelrechtes Lernziel deklarieren. Ein Einspruch!

Nun hat auch die Erziehungswissenschaft das Glück entdeckt. Optimistisch gestimmte Publikationen schwärmen, als wollten sie der Positiven Psychologie nacheifern und Hirschhausen & Co. Konkurrenz machen, von einer »Pädagogik des Glücks«¹ oder von einer »Positiven Pädagogik«², um nur zwei lesenswerte Beispiele zu nennen. Das ist ohne Frage eine überfällige und an sich begrüßenswerte Entwicklung. Das psychische und leibliche Wohlergehen von Schüler/-innen und Lehrer/-innen, die positiven Emotionen insgesamt sind von der leistungsorientierten Schulpädagogik, der Bildungspolitik und nicht zuletzt im Schulalltag viel zu lange sträflich vernachlässigt worden.³

Und doch es gibt Gründe, weshalb man sich von der um sich greifenden Glückseuphorie nicht blindlings anstecken lassen sollte. Die positive Wende der Pädagogik verdankt ihren Schwung nämlich zum Großteil Argumenten und Versprechungen, die schlicht und einfach unhaltbar sind. Hierzu zählt an erster Stelle die neuerdings vielfach in den Raum gestellte Behauptung, Glück sei lernbar. Damit die Fadenscheinigkeit dieser Behauptung ersichtlich wird, lohnt es sich, etwas auszuholen.



Prof. Dr. Timo Hoyer ist Professor für Erziehungswissenschaft an der Pädagogischen Hochschule Karlsruhe.

Modethema Glück

Vor etlichen Jahren hat der Philosoph Günther Bien moniert, das Glück sei »auf die Gasse geraten«⁴. Unter den großen Denkern der griechischen Antike galt die *eudaimonia* als höchstes Gut, als vornehmstes Strebensziel und als der Vollzug humaner Vorzüglichkeit. Daran wird Bien, der versierte Übersetzer von Aristoteles, mit Wehmut zurückgedacht haben, als er in Zeiten eiskalten Krieges, atomarer und terroristischer Bedrohung erleben musste, wie »Glück« zu einer inflationär gebrauchten Worthülse verkam. In Gestalt von Wohlbefindlichkeitsforschung und Lebensqualitätsmessungen etablierte es sich in den empirischen Wissenschaften, namentlich in der Psychologie, während die Geisteswissenschaften nach einem halbherzigen Intermezzo ihr Interesse an diesem Thema in den 1980er-Jahren wieder abzogen.

Mit wie viel mehr Recht dürfte Günther Bien derzeit seine Klage wiederholen! Wir befinden uns inmitten einer beispiellosen glückspublizistischen Welle, die beinahe alle Wissenschaftszweige ergriffen hat. Ob Theologie, Psychologie, Philosophie, Literaturwissenschaft, Ökonomie, Medizin oder Neurobiologie, überall ist man vom Glücksvirus infiziert, von den zahllosen Internetportalen, Zeitschriften, Ratgeberheften und Veranstaltungskuriositäten wie jüngst dem Berliner Coca-Cola Happiness Kongress ganz zu schweigen. Glück ist eines der Modethemen unserer Zeit. Meistens versorgen einen die selbst ernannten Glücksexperten, von denen es mit einem Mal nur so wimmelt, mit wohlthuend aufmunternden Nachrichten:

Glück sei kein Zufall, Wohlergehen sei trainierbar, jeder könne, wenn er oder sie nur wolle und sich gehörig anstrenge, glücklich werden. Nur wer sich völlig dumm anstellt, lässt sich noch von düsteren, bedrückenden Stimmungen die blendende Laune verderben. »Sorrow ist just for fools and sadness is for losers«, heißt die dazu passende Liedzeile in einem Song von Bodi Bill.

Im neoliberalistischen Sog

Wer mit solchen heiteren Botschaften auftrumpft, reitet nicht nur auf der Glückswelle, sondern obendrein auf der neoliberalistischen Welle, die sich weit über das ökonomische Territorium hinaus in fast allen Bereichen des sozialen und kulturellen Lebens breitgemacht hat. Der Neoliberalismus ordnet die Verhältnisse, sei es auf globaler, nationaler oder individueller Ebene, nach den Regeln des Wettbewerbs, der zwangsläufig Gewinner und Verlierer hervorbringt. Dem marktwirtschaftlichen Konkurrenzprinzip entspricht ein Menschenbild, in dem Eigenschaften wie Belastbarkeit, Stärke, Durchsetzungsvermögen und Widerstandskraft (Resilienz, wie das schicke Modewort lautet) hoch im Kurs stehen. Im Neoliberalismus, der im Privatisieren kein Halten kennt, wird die Person zu einer Ich-AG, die ihre Lebensführung buchstäblich als ein Unternehmen zu begreifen lernt, das, koste es, was es wolle, prosperieren muss. Jeder sei seines Glückes Schmied, wird man pausenlos ermahnt, was angesichts sozialer Zustände, in denen Millionen von Menschen selbst in den sog. Wohlstandsländern dazu verdammt sind, ein nicht nur unglückliches, sondern

unwürdiges Leben zu fristen, schlechterdings zynisch klingt.

Der neoliberalistische Staat befindet sich ständig im Rückwärtsgang, selbst dort zieht er sich mittlerweile aus der Affäre, wo er für die Grundbedingungen eines solidarischen Gemeinwesens zu sorgen hätte. Solch ein Gemeinwesen müsste die Möglichkeiten und Rahmenbedingungen sicherstellen, dass Menschen aller Altersstufen ein für sie lohnenswertes, gelingendes Leben führen können. Denn niemand kann seelenruhig sein Glück schmieden, wenn es ihm oder ihr an Freiheit, existenzieller Sicherheit, Gesundheit und Bildung mangelt, samt und sonders Bereiche, für deren Existenz und Qualität ein Staat Verantwortung trägt.

Die Lebenskunst der Selbstgestaltung

Zum Neoliberalismus passt eine Denkhaltung, die als *Lebenskunst* firmiert. Die für eine philosophische Lehre ungewöhnlich populäre Philosophie der Lebenskunst verschaffte einer zum Teil grenzenlos überzogenen Vorstellung von individueller Autonomie und Selbstmächtigkeit Geltung. Kontin-

gente Lebensumstände, soziale Widerstände, physische und psychische Unwägbarkeiten, Fremdeinflüsse aller Art werden von den meisten Verfechtern der Lebenskunstlehre zu bloßem Bearbeitungsmaterial erklärt, das dem Subjekt zur freien, künstlerischen Selbstgestaltung zur Verfügung stehe. Der Haken dabei ist: Das von einem selbst zu gestaltende Selbst ist nun mal kein isolierbarer Marmor, den man nach Gutdünken behauen, und keine Leinwand, die man nach Lust, Laune und Geschick bepinseln könnte. Kein Mensch kann dem eigenen Leben, der eigenen Person, so distanziert und unabhängig gegenüberreten wie ein Künstler seinem Arbeitsmaterial. Diesem Irrtum unterliegt auch die in diesen Zusammenhängen meist ziemlich bedenkenlos gebrauchte Formel, jeder müsse zum »Autor seines Lebens« werden. Die damit zur Auflage gemachte kreative Selbstmächtigkeit ist in Wirklichkeit ebenso unerreichbar, wie die darin enthaltene Vorstellung von absoluter Autonomie illusorisch ist. Mit einem Wort: Die Lebenskunstphilosophie treibt das altehrwürdige Ideal der Mündigkeit ad absurdum. Es nimmt nicht wunder, dass viele

Lebenskunstphilosophen jüngst zu Glücksphilosophen avancieren. Was sonst als Glück, im Sinne eines frei gestalteten gelingenden und erfüllten Lebens, sollte Ziel und Zweck der Lebenskunst sein? Das kann man schon bei Friedrich Nietzsche, dem Ahnherr der Lebenskunst, nachlesen, wenn gleich er vorsichtig genug war, nicht vom Glück zu sprechen, sondern vom Wohlgefallen und der Zufriedenheit mit sich. An sich selbst schleifen, bis einem der eigene Charakter wohlgefällt, das setzt, folgt man Nietzsche, vollständige Souveränität, ein tiefes Verständnis von den eigenen Fähigkeiten und Unfähigkeiten und einen grandiosen Überblick über die Möglichkeiten und Absichten der Selbstwerdung voraus. Kein Moral-, sondern ein Geschmacksurteil sagt am vorübergehenden Ende der Selbstgestaltung »So ist es gut«, dann nämlich, wenn jede Persönlichkeitsfacette zu einem stimmigen, sinnvollen Arrangement geformt wurde.⁵

Diesen Zustand der Zufriedenheit mit sich erreicht man nicht in Abhängigkeitsverhältnissen. Man muss sich aus den Banden der Fremdbestimmung befreien und zu sich selber finden. Die von Pindar geborgte Parole lautet: Werde, der du bist (in der seichten, philosophisch völlig ausgedünnten Variante unserer Zeit: Be Yourself!). Man wird, was man ist, indem man reflektiert und eigenverantwortlich sinnvolle Lebensziele entwirft und Lebenspläne zu verwirklichen sucht. Selbstreflexion, Selbstbestimmung und Eigenverantwortung sind die formalen Bedingungen – da wäre Nietzsche und den gegenwärtigen Lebenskunstlehren zuzustimmen – eines guten, gelingenden Lebens.

Ohne Glücksgarantie

In gewisser Weise sind es auch formale Bedingungen eines *glücklichen* Lebens. »Jemand ist also glücklich«, meint der US-amerikanische Gerechtigkeits-theoretiker John Rawls, »wenn seine vernünftigen Pläne gute Fortschritte machen, die wichtigsten Ziele erreicht werden und er mit gutem Grund ziem-



Lebensglück: Gleichberechtigung und Meinungsfreiheit Foto: Jane Dunker
(Dieses Foto durfte im islamischen Indonesien nicht öffentlich gezeigt werden.)

lich sicher ist, dass diese günstigen Umstände anhalten werden.«⁶ Rawls unterstellt hier etwas voreilig, dass die Erfüllung der fraglichen Bedingungen unumwunden zum Glück führt. Das ist aber ganz und gar nicht gesagt. Formale Glücksbedingungen garantieren kein Glück, sie machen es lediglich wahrscheinlicher. Auch wenn die von Rawls genannten Kriterien, die für ein glückliches Leben zweifelsohne von Vorteil sind, allesamt eingetroffen wären, ist nicht gewiss, ob die betreffende Person sich tatsächlich glücklich fühlt oder sich als glücklich einschätzt. Den einen plagt hin und wieder die Last der Vergangenheit, andere werden von Kummer, Trauer, Ängsten, Gewissensbissen, Leidenschaften oder Glaubenszweifeln heimgesucht, wieder andere erleiden eine chronische Krankheit, die sie zwar nicht am Erreichen ihrer Lebensziele hindert, aber keine rechte Freude aufkommen lässt.

In der Literatur finden sich zahllose Geschichten von Lebensläufen, die in Glück münden, dass nie und nimmer voraussehbar oder im Entferntesten vernünftig geplant gewesen wäre. Der Klinikarzt Raspe aus Rainald Goetz' Kultroman »Irre« muss beispielsweise zur eigenen Überraschung die Erfahrung machen, dass er sich in der Besinnungslosigkeit am wohlsten fühlt: »Im Dampfstern war ein neues Glück.«⁷ Imre Kertész weiß in seinem »Roman eines Schicksallosen« sogar vom Glück der Konzentrationslager zu berichten. Gibt es nicht auch so etwas wie ein Talent zum Glücklichsein, das, egal was man tut oder lässt, bei manchen stark und bei anderen schwach vorhanden ist? Da wir das Glück nun einmal nicht in unserer Gewalt haben, gibt es auch keine Glücksgarantie oder gar ein einklagbares Recht auf Glück (was nicht zu verwechseln ist mit dem Selbstbestimmungsrecht, nach dem Glück zu *streben*). Der im Neoliberalismus blühende Machbarkeitswahn hingegen propagiert das genaue Gegenteil: Glückslehren mit Erfolgsgarantie und Lebenszufriedenheit als das Ergebnis von Trainingsmarathons, so als handelte es sich beim Glück um eine formbare Problemzone, die man nach dem

Modell von Bauch-Beine-Po-Übungen in den Griff bekommen könnte.

Unterrichtsfach Glück

Mittlerweile hat die Glückswelle also auch die Pädagogik ergriffen, zumindest scheint die eingefleischte Reserve der Zunft⁸ deutlich im Abnehmen begriffen. Das sprechendste Indiz dafür ist das an einer Heidelberger Schule eingeführte Schulfach Glück, die überwiegend positive Resonanz darauf und einige in Gang gekommene Nachfolgeprojekte. Ernst Fritz-Schubert⁹, der pfiffige Initiator des Ganzen, hat genau erkannt, woran es den hiesigen Bildungseinrichtungen mangelt: an Angeboten, die auf die existenziellen Bedürfnisse eingehen, an Raum und Zeit für ästhetische und körpernahe Ausdrucksformen, an Freude am Lernen und an der Leistung, an Unterrichtsgegenständen, die Werte- und Sinnproblematiken erfahrbar machen, an einem Curriculum, das zur Klärung und Förderung von Lebensführungskompetenzen beiträgt. Ähnliche Mängellisten haben im 20. Jahrhundert mehr oder weniger alle Bildungsreformer aufgestellt. Neu und originell ist

allerdings, dass Fritz-Schubert seinen Gegenentwurf mit dem verheißungsvollen Oberbegriff »Glück« versieht. Ungewöhnlich ist ferner, dass sein gesamtes Reformpaket in die engen Grenzen eines Schulfachs gepackt wird. Auch dies ist ein raffinierter Schachzug. Schulpolitiker und Lehrer/-innen verstopfen sich mittlerweile die Ohren, wenn sie zum x-ten Mal erzählt bekommen, die Schule müsse sich von *Grund auf* verändern. Ein einzelnes Fach hingegen scheint eine machbare Größe. Aber lassen sich die aufgezählten Mängel unserer Schulen wirklich im Rahmen einer Unterrichtseinheit beheben? Unmöglich! Ebenso klar dürfte sein, dass die anspruchsvolle Zielsetzung des Fachs, die Schülerinnen und Schüler nachhaltig glücklich zu machen, keinen stundenplanförmigen Zuschnitt verträgt.

Lernziel Glück?

Es gibt also, bei aller Sympathie für das Vorhaben, Grund, auf die Euphoriebremse zu treten – allen voran was das deklarierte *Lernziel* betrifft. Lebensglück, wollen uns zahllose Glückspropheten dieser Tage glauben ma-



Lebensglück: Familie

Foto: Jane Dunker

chen, sei erlernbar. Freilich wird diese forsche Behauptung nur schwach begründet und nirgends von einer ausformulierten Bildungs- oder Lerntheorie gestützt.

Was bedeutet Lernen? Wir verstehen darunter, um es kurz zu machen, die Aneignung von Wissen, Verhaltensformen und Fertigkeiten. Robert Mills Gagné zum Beispiel unterteilt die Gegenstände von formalisierten oder informellen Lernprozessen in fünf Kategorien: verbale Informationen, intellektuelle Fertigkeiten, kognitive Strategien, Einstellungen und motorische Fertigkeiten.¹⁰ Zum Wesen der *learning outcomes* gehört, dass sie durch Übung erwerbbar, bei Bedarf (unter gewöhnlichen Umständen) abrufbar und so lange reproduzierbar sind, bis man sie wieder verlernt. Die abendländischen Bildungssysteme, auch die Einrichtungen der Erwachsenenbildung, sind entwickelt worden, um solche Lernvorgänge zu systematisieren und zu institutionalisieren.

Wie verhält es sich nun mit dem Glück? Passt es zu einer der genannten Kategorien? Gewiss nicht! Weder der emotionale Zustand des Glücks noch die anspruchsvolle, schwerer zu fassende Kategorie des glücklichen Lebens sind unmittelbar erwerbbar Fähigkeiten oder Fertigkeiten. Glück ist auch keine Strategie und nicht gleichzusetzen mit einer bestimmten Einstellung oder Lebenshaltung, es ist nicht einzustudieren, unter keinen Umständen auf Kommando abrufbar, es ist kein Können, keine Technik, kein Wissen, kurzum: Glück ist kein *learning outcome*.

Das Unverfügbare

Nicht nur das Zufallsglück, auch das Lebensglück entzieht sich des direkten Zugriffs und der Beherrschbarkeit, es ist, anders ausgedrückt, unverfügbar. Das bedeutet, wir können von außen oder als Institution nicht direkt auf das Glück der Einzelnen einwirken, aber objektive Hindernisse und soziale Benachteiligungen, die der individuellen Verwirklichung von Lebensplänen im Wege stehen, lassen sich eventuell beseitigen. Darauf hat der Philosoph

Hans Blumenberg hingewiesen: »Was einen glücklich macht, wird niemand anders ihm bestimmen können; nur was ihn daran hindern könnte, es zu werden, gehört zu den bestimmbar und minderungsfähigen Faktoren.«¹¹ So wenig wir über das Glück *unmittelbar* verfügen, so sehr bemühen wir uns, es *indirekt* zu erreichen. Manche lernen, um einige beliebige Beispiele zu nennen, Meditationsübungen, manche ein Instrument, manche lernen im fortgeschrittenen Alter eine Fremdsprache, andere machen sich auf die Suche nach dem Lebenssinn, all das in der durchaus berechtigten Annahme, dass es sie erfüllter, zufriedener, glücklicher macht. Das Glück als solches lernt man damit freilich nicht. Das gilt für sämtliche *Voraussetzungen* des Glücks, die von alters her bis in die Gegenwart hinein sehr kontrovers diskutiert werden: materielle und immaterielle Güter, gewisse Tugenden, psychische Verfassungen, bestimmte Lebenseinstellungen, soziale Haltungen, intellektuelle Kompetenzen, motorische Fertigkeiten und anderes mehr.¹² Diese Dinge gehören zu den »Determinanten des Glücks«¹³. In jedem Fall ist es lehrreich, sie zu kennen, und enorm hilfreich bei der Wahl der Lebensführung kann es auch sein. Aber wer um die Determinanten des Glücks weiß und sich eigene Überzeugungen dazu gebildet hat, ist deshalb nicht unweigerlich glücklicher als die völlig Unbedarften, wäre es anders, dann müssten Glücksforscher die glücklichsten Menschen auf Erden sein, wovon noch nichts bekannt geworden ist. Keine der fraglichen Determinanten, nicht einmal der Optimismus, korreliert mit dem Wohlergehen nach dem zwingenden Muster von Ursache und Wirkung. Und es ist erst recht Augenwischerei, wenn man, wie z.B. Fritz-Schubert in seinem Buch, vollmundig behauptet, wer sich bestimmte Lebenshaltungen, Einstellungen oder Tugenden aneigne, erlerne damit *zugleich* das Glück.

Glück in Bildungsräumen

Dass Kinder oder Erwachsene das Glück nicht buchstäblich erlernen kön-

nen wie, sagen wir, Dezimalrechnen oder Yoga, entlastet die Bildungseinrichtungen keineswegs, auf das Wohlbefinden der Lernenden (und Lehrenden) zu achten. Dies ist in erster Linie (nicht ausschließlich) eine Frage der Lern- und Anerkennungskultur, die sich nachweislich auf das Wohlbefinden der Beteiligten, egal welchen Alters, auswirkt. Die Schulforschung stellt fest: »Allgemein kann man sagen, dass Wohlbefinden in der Klasse auf einem positiven Vertrauensklima beruht, das entsteht, wenn die SchülerInnen Mitbestimmungs- und Beteiligungsmöglichkeiten bekommen, wenn sie merken, dass die Lehrperson an sie glaubt und ihnen mit Wohlwollen begegnet.«¹⁴ Diese das Thema gewiss nicht erschöpfende Feststellung soll lediglich ersichtlich machen, dass es kein Hexenwerk ist, in Bildungsräumen eine Atmosphäre herzustellen, die bei allen Akteuren positive Emotionen begünstigt. Wenn dabei zudem befriedigende Lern- und umsichtige Selbstreflexionsprozesse unterstützt werden, die zur Gestaltung einer eigenverantwortlichen Lebensführung unentbehrlich sind, dann wäre sehr viel für die Qualität der Bildung gewonnen.¹⁵ Ob die Lernenden mit ihren erworbenen Kenntnissen, Fertigkeiten, Einstellungen und Erfahrungen langfristig glücklich werden, kann ein Curriculum aber nicht vorhersagen.

Lehrbarkeit des Glücks?

Wer von der institutionalisierbaren Lehrbarkeit des Glücks spricht, dürfte von den Lehrern oder Lehrerinnen des Glücks nicht schweigen. Das wird aber fast durchweg getan, und es leuchtet ein, warum. Mathelehrer/-innen, Deutschlehrer/-innen, Sportlehrer/-innen und so fort, alles kein Problem, aber *Glückslehrer/-innen*, das erscheint wohl selbst den Vertretern der »Glück ist lernbar«-Doktrin eine zu abstruse, ja vermessene Vorstellung. Dass ausgewiesene Lehrer/-innen des Glücks etwas Widersinniges sind, lässt sich beispielsweise professionalitätstheoretisch begründen. Professionelles pädagogisches Handeln ruht auf den Grundlagen verschiedener

